

Auf dem Friedhof der bitteren Orangen

Der Leibeigene im Labyrinth: Dirck Linck über das Werk Josef Winklers
Frankfurter Rundschau 28.9.93

In diesen Wochen ist bei uns ein Buch erschienen, das ebenso freimütig wie vergnüglich vom erotischen Hindernislauf erzählt, den ein junger Schwule zu bewältigen hat, bis er zu seinem Coming Out findet. Tom Lanoyes *Pappschachteln* wird wohl viele begeisterte Leser finden, steht sein Verfasser doch in der Phalanx jener vorwiegend angelsächsischen Autoren, denen Homosexualität ein Thema ist, dem romanhaft so gründlich beizukommen ist, daß daraus am Ende — wie Klaus Mann einmal sagte — „eine Liebe wie andere auch“ wird.

In der Reihe „Homosexualität und Gesellschaft“ des Berliner Verlags Rosa Winkel liegt nun ein Buch vor, das sich dem Werk des Kärntners Josef Winkler widmet. Sein Verfasser Dirck Linck strebt in der Grundsätzlichkeit und Intensität, die er seinem Gegenstand angeeignet läßt, nicht weniger an als das, was Sartre auf seine Weise für Genet geleistet hat. Schon in seinem einleitenden Essay macht er klar, daß es für ihn immer nur Autoren vom Rang eines Paolini, Fichte, Jahn, Goytisoló oder eben Winkler sind, die der Literatur wirklich das Thema Homosexualität erobert haben. „Aisthesis“, schreibt Linck, „heißt Wahrnehmung.“ Und er fordert, schwule Literatur „hätte nicht bloß zu reproduzieren, sondern auch darzustellen, wie sie, im einzelnen, hergestellt wird.“ Polemisch notiert er: „Der Schwule kann nicht wählen: er ist nicht maßgeblich, aber er hat maßzuhalten.“ Eben darum aber kann er „etwas davon erzählen, was es heißt, sich als Objekt der Geschichte behaupten zu müssen“. Als Kronzeugen dafür führt er nun Winkler vor, denn der weist, wie schon Genet, „entschlossen eine Welt zurück, die mich zurückgewiesen hatte“, wie Winkler selbst schreibt. Kein Wunder also, daß Linck schon in seinem Einleitungs-Essay von Winklers „Ästhetik des Hasses“ spricht. Winkler, der Leibeigene im Labyrinth, „führt das Drama vom Angewurzelt sein des Fliehenden auf, von der alpträumenhaften Fixierung auf's Unerträgliche“. Und: „Über die Sprache der anderen nicht verfügen zu können, treibt diese Prosa an. Sprachlosigkeit ist der Untergrund der Winklerschen Wortgewalt.“

Das sind starke Worte; und sie stehen dafür ein, daß Linck auch Winklers Gegner im Visier behält. Und Mißverständnisse hat es ja reichlich gegeben, als der 1953 geborene Winkler mit seinen ersten Büchern *Menschenkind* (1979), *Der Ackermann aus Kärnten* (1980) und *Muttersprache* (1982) die Szene betrat.

Winkler als Nachzügler jener ins Kritische gewandelten Heimatdichter zu definieren, für die etwa der frühe Franz Innerhofer steht, zeugte dabei noch von Hochachtung. Für die Rezession seines ersten Buches eine Überschrift wie „Blut und Hoden“ zu wählen — so Sigrid Löffler — ist dann schon bedenklicher. Ernster zu nehmen war da wohl der mehrfach gesuchte Vergleich mit Gavino Ledda. Wie in Leddas erstem Buch *Padre Padrone* geht es ja auch bei Winkler immer wieder darum, sich aus (nicht nur) patriarchalischen Zwängen zu befreien.

Linck zeichnet die Entwicklung im Werk Winklers mit großer Luzidität nach. Packend ist seine Methode, nicht Buch für Buch aufzuschlüsseln, sondern die allen Büchern gemeinsame und fortschreitend dichter werdende Textur unter die Lupe zu nehmen. Da zeigt sich, daß die Bereiche Katholizismus und Homosexualität für diesen Schriftsteller nicht einfach Konstanten sind, sondern Stigmata, die sein Leben auch außerhalb der Literatur bestimmen. Was bislang im *Friedhof der bitteren Orangen* gipfelt, konstituiert bei genauem Hinschaun schon sein erstes Buch. Ein Vergleich etwa mit Kuno Raebers Romanen *Das Ei* und *Sacco di Roma* dürfte zeigen, wie souverän selbstironisch Raeber seine im Grundsatz ähnlichen Vorwürfe angeht und wie wenig es Winklers Sache ist, sich über seine Figuren zu erheben.

Wo solche personale Bedrängnis übermächtig wird, kann die künstlerische Souveränität leiden. Nicht immer ist Winkler vor metaphorischem Schwulst gefeit, und nicht nur im Sexuellen. Immerhin läßt Linck sich einiges einfallen, seinen Autor auch dann noch zu verteidigen. „Das kann man, gewiß, für Kitsch halten“, schreibt er. „Man kann das aber auch ‚schwule‘ Sprache nennen. Sie hängt sich mit Wörtern wie mit Schmuckstücken.“

Schwerer wiegt schon, daß Winklers wachsende Zuflucht zum Mittel der Blasphemie zuweilen Züge von Verlangen nach Heimat, von Bedürfnis nach Geborgenheit verrät. Man vergleiche, wie souverän Raeber den Katholizismus in seine (nicht nur historischen) Schranken weist. Da wirken Winklers Obszönitäten wie die

Schimpfkanonade eines verschmähten Liebhabers.

Winkler ist gewiß eine wichtige und wortmächtige Stimme im Chor derer, die sich dem Thema Homosexualität verschrieben haben. Ganz allerdings werde ich den Verdacht nicht los, daß er seine Situation auf seine Weise ebenso kunstvoll dämonisiert wie sein dezidiertes Antipode Julien Green. Man kann sich, wie Green, aus Gottes alles vergebender Gnade ein ebenso bewohnbares Haus bauen wie aus Winklers wüstem Willen, alles Katholische ins Blasphemische zu verkehren — was sich bei Linck einmal so liest: „Die Sünde als Mittel der Vollendung zu preisen heißt: der Erfahrung den Makel der Gewöhnlichkeit zu nehmen, sie zu einem poetischen Ereignis zu machen.“ Und es mag ja sein, daß Winklers Verfahren „im Sünder keine ethische, sondern eine ästhetische Erscheinung zu sehn“, sich von Oscar Wilde herleitet. Doch ob nun Winkler, Wilde oder Green, warum bloß wollen sie alle von der Sünde nicht lassen?

Liegt, um nur ein Gegenbeispiel zu nennen, in Marguerite Yourcenars Werk nichts, was den Ansprüchen an Ästhetik gerecht werden könnte? Ist es bloß altmodisch, ihr Buch *Alexis*, das unlängst neu aufgelegt wurde? Fehlt Glanz, wo kein Sündenbegriff waltet? „Wir alle würden verwandelt werden, wenn wir nur den Mut zu uns selber hätten“, lautet ein zentraler Satz aus *Alexis*. Ist das bloß Wunschdenken? MARTIN RIPKENS

Dirck Linck: *Halbweib und Maskenbildner. Subjektivität und schwule Erfahrung im Werk Josef Winklers*. Rosa Winkel-Verlag, Berlin 1993, 343 Seiten, 45 DM.